

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 225.

Donnerstag, 18. August

1932.

Die Schönste im Land

Roman von Heinz Lorenz Lambrecht.

(8. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten)

Im Restaurant, die Köpfe eng beisammen, lesen sie den Text auf der zweiten Seite:

Offe Sörelands Lebensfrage.

Eine junge, hübsche und reiche Dame reiste, um sich vor ihren zahlreichen Verehrern zu retten, von Amerika nach Europa. Sie kam nach Deutschland. Auch hier war sie bald von vielen Männern umgeben, die sich aus innerlichen und äußerlichen Motiven um ihre Gunst bewarben. Es fiel ihr schwer, unter all den vielen den Richtigen herauszufinden. In ihrem Zweifel, die für sie höchst wichtige Lebensfrage vollkommen lösen zu können, wandte sie sich an die Schriftleitung der „Lebensfragen“ mit der Bitte um Rat.

Die schlug ihr vor:

Fliehen Sie vor Ihren Verehrern ins Unbekannte! Rufen Sie ihnen durch uns zu: „Such' mich, wo ich bin! Fang' mich, wenn du kannst! Dem will ich die Hand geben, der sich draußen, im Abenteuer der Landschaft, am besten bewährt.“

Offe Söreland heißt die Dame, deren Bild Sie auf der ersten Seite sehen. Sie wird in der ersten Septemberwoche in Begleitung des bekannten Herrenfahrers Hubert Sciajola und Fräulein Grietje Hograchts im Auto eine fünfwöchige Kreuz- und Quersfahrt durch ganz Deutschland antreten.

Wer alles wird sie verfolgen?

Wem wird es gelingen, ihre Hand zu erringen?

Keiner weiß es. Nicht einmal die Schriftleitung der „Lebensfragen“. Sie bestimmt lediglich das Endziel jeder Woche, doch gibt sie es nicht im voraus bekannt. Dagegen wird in jeder Nummer der wöchentlich Donnerstag erscheinenden Zeitschrift „Die Lebensfragen“ über den jeweiligen Stand dieser modernen Jagd nach dem Glück in Wort und Bild berichtet. Allwöchentlich werden auch die Glücklichen bekanntgegeben, die unser Edelwild irgendwo gesichtet und damit das Recht auf eine Sonderprämie erlangt haben. — Alles Nähere erfahren Sie in der Nummer, die am Donnerstag, 8. September, am Tag des Startes Offe Sörelands, erscheint. In derselben Nummer lesen Sie den Anfang unseres neuen Romanes:

Wo ist die Schönste im ganzen Land?

„Das ist mal eine originelle Idee“, seufzt die kleine Frau auf. Ihr Gesicht hat sich beim Lesen gerötet.

Robby nickt. „Schade, daß ich schon verheiratet bin, nicht, Maud?“ Er sieht sie herausfordernd an.

„Oh“, macht sie gedehnt, „ich denke, du kannst wirklich zufrieden sein. Du wärst auch viel zu tollpatschig dazu, Offe Söreland zu finden.“

„Nanana!“ Robby wirft sich in die Brust. Er reißt die Drucksache am Kniff mitten durch.

Die kleine Frau klagt: „Oh, nicht zerreißen! Ich will sie noch einigen Freundinnen zeigen. Wir haben gerade heute nachmittag Kaffeetränken.“

„Dann nimm du die eine Hälfte. Ich will nur die andere gleich ausfüllen. Es ist nämlich eine Abonne-

mentsbestellung auf die Zeitschrift. Wir können sie ja mal probeweise auf ein Vierteljahr bestellen, meinst du nicht?“

So machte Berlin, machten alle größeren Städte Deutschlands Bekanntschaft mit der von Flip Rastor inszenierten Jagd nach dem Glück.

Flip hatte in den letzten Wochen alle Hebel in Bewegung gesetzt und alle erreichbaren Kräfte in den Dienst seiner Idee gestellt. Heinrich Wohlgemuth, das lederne, schmutzige Männchen, betrachtete ihn mit Hochachtung. Flip vergalt das nicht mit Gegenliebe. Er hatte sich über das lederne, schmutzige Männchen geärgert. Flip hatte mit der Einlage von Offes Geld die Aufnahme seines alten Freundes Globias als gleichberechtigter Teilnehmer erzwingen wollen. Aber Wohlgemuth hatte abgelehnt, er wollte das Geld lediglich als Darlehen. — Flip sollte erst späterhin gewichtigen Grund haben, sich über diese Halsstarrigkeit zu ärgern.

Im Augenblick blieb ihm so wenig Zeit für Heinrich Wohlgemuth wie für Freund Globias. Er suchte geeignete Inseratenakquisiteure, jene Persönlichkeiten, die in jedem Verlag eine gewichtige Rolle spielen. Die besten schienen Flip gerade gut genug. Er selbst lief zu den Firmen und brachte die Kellamechs aus ihrer eisernen Ruhe. Er drang sogar bis zu den Büros der Generaldirektoren vor. Er brachte es beispielsweise fertig, die Werbeabteilung der Hograchtwerke zu einem großen Inseratenauftrag zu bewegen. Dabei stellten die Hograchtwerke wirklich nichts her, was auch nur im entferntesten an eine Lebensfrage erinnerte.

Flip war ein großartiger Redner, wenn es darauf ankam. Er hatte die Idee bekommen, er hatte Offe bekommen, er hatte Geld bekommen. Er würde auch Inserate bekommen, und wenn die Zeiten noch so schlecht für dieses Geschäft schienen. „Herr...!“ konnte er noch rufen, wenn er schon so gut wie hinausgeworfen war. „Herr, Sie verpassen die einzige Gelegenheit, um mit einem Schlag in ganz Deutschland bekannt zu werden. Sie müssen inserieren!“

„Schön, schön, schön!“ Man lachte und winkte ihm zu. Man hatte Gefallen an seiner munteren Art. „Kommen Sie noch mal wieder — im Herbst oder so!“

„Ende August komme ich wieder!“ schrieb Flip. „Dann ist unsere erste Kellame heraus. Dann wird Ihnen hoffentlich ein Licht aufgehen. Wenn Sie dann keinen Abschluß machen, dann ist Ihnen überhaupt nicht mehr zu helfen. Auf Wiedersehen!“

Heute war es also so weit. Berlin sprach von der originellen Idee, von der Fuchsjagd nach der schönen Offe Söreland. In der Elektrischen, in der Untergrundbahn, im Autobus sah man die elfenbeinfarbene, dunkelblau bedruckte Doppelpostkarte. Auf den Sportplätzen, in den Strandbädern der Havelseen, in den Klubs sprach man von der schönen Offe Söreland. Offe Söreland wurde über Nacht eine bekannte Frau, wie die „Lebensfragen“ eine bekannte Zeitschrift wurden.

Wie eine Bombe schlug die Ankündigung in dem Privatbüro Herrn Dr. Ulrich Brandenburgs ein.

Offe hatte ihr Vorhaben vor ihren Verwandten bis heute verschwiegen. Dr. Ulrich Brandenburg erschien also an diesem Morgen völlig ahnungslos im Verlags- haus in der Lindenstraße. Nachdem er einige Stunden in seinem Büro gearbeitet hatte, erschien gegen elf Uhr erregt und mit ungewöhnlicher Hast der Privatsekretär Mütterlein.

„Schuldigung, Herr Doktor. Diese Zettel werden an der Ritterstraße verteilt. Die „Lebensfragen“ lassen sie verteilen.“ Er hielt Offes Bild vor die Augen seines Chefs.

Dr. Brandenburg, etwas zu plötzlich aus seiner Arbeit gerissen, wollte über den formlosen Überfall ungehalten sein, aber sofort verblüffte ihn die Ähnlichkeit des Bildes mit Offe. Er griff nach der Doppelpostkarte, arglos noch und nicht im entferntesten an die Möglichkeit denkend, die Filip Rastor schon verwirklicht hatte.

„Was ist denn das? Eine Kellame? Preisausschreiben oder was? — Wer ist die Schönste im ganzen Land? — Na, die strengen sich ja mächtig an. Wird ihnen leider nichts nützen.“ Er schlug die Innenseiten auf, las: „Offe Sörelands Lebensfrage“. Da ging ein Ruck durch ihn, da wurden seine Augen groß, da zuckten die Brauen drohend zusammen. Er stieß hervor: „Was soll denn das bedeuten?“ Er warf den Kopf zu Mütterlein auf.

Mütterlein, der den Zusammenhang zwischen der Drucksache und der Nichte seines Chefs nicht ahnen konnte, sagte: „Es ist keine schlechte Kellame. Die Frau ist gar kein so übler Blickfänger.“ Er verstummte erschreckt.

Brandenburgs Faust war hart auf die Schreibtischplatte gefahren. „Blickfänger!“ höhnte er. „Das ist...“ Sentrecht schoß er hoch, der Sessel flog ein Stück zurück. „Wo ist mein Sohn?“ Er schrie das nicht heraus, er wußte sich in jeder noch so widerlichen Lebenslage zu beherrschen.

Immerhin merkte Mütterlein deutlich, daß Dr. Brandenburg entsetzlich wütend war. Und er wunderte sich darüber. Wenn auch so ausnehmend gute Kellame der Konkurrenz immer etwas Mißliches war, so schien sie ihm doch nicht so großer Erregung des hohen Chefs wert.

„Mein Sohn soll sofort kommen, Mütterlein“, gebot Ulrich Brandenburg. „Auch der Schriftleiter des „Lebensweges“. Wer ist das? Frau Kornik? — Oder nein, lassen Sie die fort! Mein Sohn genügt mir. Aber ein bißchen Tempo!“

Mütterlein verschwand. Ulrich Brandenburg begann mit großen, schweren Schritten in dem geräumigen Büro herumzuwandern. Zwischendurch las er stückweise die Kellame, immer wieder unterbrochen von aufsteigenden Wutanfällen. Irgendwie mußte der im Innern rumorende Geist eine Beschäftigung bekommen, die Zeit, bis der Sohn kam, wurde ihm zu lang. Er riß den Hörer aus der Gabel und ließ sich mit dem Babelsberger Landhaus verbinden.

„Meine Nichte da?“

Offe kam gleich an den Apparat. „Na, Onkel, was gib't's?“ Sie wußte, daß heute der kritische Tag war, und sie ahnte, warum der Onkel anrief.

„Sag' mal, was ist denn das für eine Sache mit deinem Bild?“ begann Ulrich Brandenburg ohne rechte Begrüßung. „Ist das mit deiner Einwilligung geschehen? Du weißt doch, was ich meine? Natürlich ist es mit deiner Einwilligung geschehen...“ Es kam etwas ungeordnet heraus.

„Ich weiß“, versetzte Offe ruhig. „Ja, alles ist mit meinem Einverständnis geschehen.“

Mühsam hielt Ulrich Brandenburg den Zorn zurück, der gewaltig ausbrechen wollte. „Ich nehme zu deinen Gunsten an, daß es dir unbekannt ist, daß die „Lebensfragen“ die Konkurrenz einer unserer Zeitschriften darstellen.“

„Doch, das ist mir bekannt. Die Konkurrenz des „Lebensweges“.“

Ulrich Brandenburg erstarrte. „Das weißt du?“

Er rang nach Worten und schluckte sie wieder hinunter. Rechtzeitig fiel ihm ein, daß man einem Besuch seines Hauses selbst jetzt noch Höflichkeit schuldete. Halb an der Membrane vorbei murmelte er: „Das ist ja eine bodenlose Frechheit...!“

„Wie bitte?“ fragte Offe. „Ich verstehe dich nicht. Du mußt lauter sprechen.“

Ulrich Brandenburg beschloß, die fruchtlose Unterhaltung abzubrehen: „Liebes Kind, du hast dir wohl nicht alles ordentlich überlegt“, sagte er verhältnismäßig mild. „Du kannst doch nicht in dieser Weise gegen deine eigenen Verwandten arbeiten...“

Offe unterbrach: „Das tue ich doch nicht. Du bist ein prachtvoller Mensch, Onkel. Du hast so gesunde Ansichten. Eine, die mir am besten gefällt, ist die: Konkurrenz hebt das Geschäft. Leben und leben lassen! — Also!“

„Wir wollen jetzt Schluß machen“, antwortete Brandenburg kühl. „Jedenfalls war es wenig taftvoll, mich nicht rechtzeitig von deinem Vorhaben zu unterrichten. Wir sprechen weiter darüber, wenn ich nach Hause komme. Noch eine Frage: wer hat eigentlich diese gloriole Idee ausgeheckt?“

„Du wirst staunen: der nette Filip Rastor.“

„Filip Rastor? hm... Filip Rastor also! Nun, das wirst du mir ja noch alles sehr genau erzählen müssen. Das sage ich dir aber gleich: mit meiner Einwilligung beteiligst du dich an diesem Unsinn nicht. Du machst dich ja lächerlich. Auf Wiedersehen!“

Schon indem er einhängte, dachte er: wieso macht sie sich lächerlich? Wieso ist es Unsinn? Warum ärgere ich mich eigentlich so? — Er nahm wieder die Drucksache zur Hand, las sie mit größerer Ruhe, und seine Überzeugung verstärkte sich: was die andere, was die Konkurrenz unternimmt, erscheint immer nur dem kleinen Geist als Unsinn. Ulrich Brandenburg war kein kleiner Geist. Dieser Wettbewerb war eine gute Idee. War die beste Idee, die seit Jahren auf diesem Gebiet herausgekommen war. — Filip Rastor also! Sieh mal an, dieser Filip Rastor! Eine amüsierte Regung wollte sich breitmachen, aber schließlich behielt der Ärger doch die Oberhand.

Wo blieb denn dieser Herr Sohn? War wahrscheinlich noch gar nicht im Betrieb erschienen. Vermutlich hatte er wieder mal gar keine Ahnung von der ganzen Geschichte. Ulrich Brandenburg versuchte zu arbeiten, um die leidige Geschichte zu vergessen.

Dann öffnete Mütterlein weit die Tür: „Ihr Sohn, Herr Doktor.“

Theo trat ein. Die Bügelfalte brach sich bei jedem Schritt über dem Knie. Ulrich Brandenburg hestete den Blick darauf, um sich zu sammeln, bevor er den Sohn ansah.

(Fortsetzung folgt.)

Nach der Mahd.

Die kurzen Wiesen, kaum gemäht,
Haben sich schon wieder mit Blumen besät:
Scabiosen, Blutknöpfen und Dorant.
Wie das ewig schaukelst in diesem Windesland!

Es ist ein Brausen wie an der See.
Ich atme Thymian, Minze und süßen Klee.
Und Schmetterlinge, klein und groß,
Wirft der Wind von Schoß zu Blumenschöß.

Von Spiräen und Halmen, um die sich die Feld-
winde dreht,
Und zartem Mandelduft bin ich umweht.
Schwalben fliegen flach übern Wiesenrund;
Ich sitze auf einem goldenen Garbenbund.

Auf hohen Wagen, die drüben die Straße ziehn
Gebettet, — winken Schnitter und Schnitterin.
Sie lagern auf Garben, die ihr Leben find,
Und lassen mir Falter und Blumen und
Schwalben und Wind.
Leo Sternberg.

Geschichte Raithas, der Arztin der Oase Siwa.

Eitlen, Weisheit und Geselligkeit der Wüste.

Von Anton E. Jischke.

Dreihundert Kilometer von der nordafrikanischen Küste, tausend vom Nilal, bricht die Ebene der Wüste plötzlich ab, eine große Senkung liegt mitten im östesten Sandmeer und darinnen drei große Salzseen, Palmenhaine und Süßwasserquellen, die im dichten Grün klares Wasser für zwei bienenstodartig angelegte Wüstenstädte liefern, die Beduinensiedlungen Siwa und Agourmi.

In Siwa lebt Raitha, die sechzehnjährige Tochter Ben Abd Arramans, des allbekannten Arztes. Im ganzen weiten Umkreis der Oase heißt er die Wunden der ewig kämpfenden Nomaden, seine Kunst ist groß, Allah läßt fast alle seine Patienten wieder gesund werden. Raitha hilft dem Alten, auch sie weiß genau, wie Kugelwunden zu behandeln sind, wie Stiche scharfer Dolche heilen, wie erkrankte Haut und unbrauchbar gewordene Nagen zu pflegen sind. Arraman und Raitha gehören keinem Wüstenstamme an. Trotzdem wird niemand sie berauben. Denn beide wissen zu schweigen, nie werden sie Feindschaft von Lager zu Lager tragen.

Raitha trägt um den Hals einen silbernen Ring und das silberne Zeichen ihrer Jungfräulichkeit daran. Sie könnte schon Mutter zweier Kinder sein wie alle anderen ihres Alters, Raitha aber hat noch nicht gewählt. Zwei Söhne mächtiger Scheichs wollen sie heiraten. Die Tochter des Arztes um 7 Taler, um 40 Markt, an irgend einen Mann zu verkaufen, das kommt gar nicht in Frage ...

Ich bin bei Abd Arraman zu Gast geladen, er hat ein Zelt aus Ufer einer der kreisrunden, 15 bis 20 Meter tiefen Quellen stellen lassen, aus deren bläulichem Wasser phantastische Wasserpflanzen emporsprossen, und bereitet den Tee. Sehr heiß ist der, sehr süß, das halbe Glas voll Judder. Der Arzt aus Siwa trinkt, bevor er mir den kleinen Becher reicht: Zarteste Höflichkeit, denn nur bei ganz wichtigen Persönlichkeiten ist das Sitte, nur bei ganz Mächtigen, denen man beweisen will, daß der Trant nicht vergiftet ist.

In einem Haus ganz in der Nähe hält Raitha Teeegesellschaft. Lautes Gerede dringt herüber, viele Araberinnen sind uneingeladen dazugekommen. Zwei gehen dicht verumhüllt am Zelt vorüber. Ihre Kleider starrten von Schmutz: nicht aus Armut. Es sind zwei reiche Frauen, Witwen aber, die vier Monate und zehn Tage nicht gewaschen, nicht ihre Kleider wechseln dürfen — zum Zeichen der Trauer. Der Koran schreibt tägliche Waschungen vor, die Schaambas aber baden nur dreimal im Leben nach der Geburt, am siebenten Lebenstag und am Vorabend der Hochzeit. Aber auch dabei sind Ellenbogen und Kniekehlen mit Luchern vor dem Wasser geschützt. Die zu waschen würde den Verlust des Erbteils, Verlust aller irdischen Güter herbeiführen ...

In dieser so unromantischen Zeit wäre um ein Haar ein Krieg wegen eines kleinen schwarzhaarigen Arabermädchens ausgebrochen, wäre Raitha um ein Haar Anlaß eines Kampfes zwischen Siwa und Agourmi geworden ...

Es begann damit, daß Raithas Kamelstute beide Vorderbeine brach, daß sie auf dem Schimmel eines Feindes ins Dorf eines Kranken kam, daß gerade aus diesem Dorf das Kamel stammte, das Raitha in der Wüste hatte töten müssen. Schlechtes Vorzeichen also.

Es kam dazu, daß der Kranke sehr krank, Raithas Kunst ziemlich aussichtslos schien. Und es kam dazu, daß dieses Dorf nahe von Agourmi gerade einen Raubzug gegen alte Feinde plante.

Man hatte das Raitha nicht erst zu erzählen brauchen. Die Gefänge der jungen Männer, das wilde Dahinjagen auf ihren Pferden, die Versammlungen um die Feuer mitten in der Nacht, all das rebete eine sehr deutliche Sprache. Raithas Gastgeber würden nach Chabar ziehen, Vieh stehlen, Pferde, Kamele .. alles, was die Feinde besaßen. Chabars Frauen waren ebenso gut gewesen wie diejenigen, welche jetzt um sie herum saßen. Warnen aber war ganz ausgeschlossen ...

Raitha zog am nächsten Tag weiter. Es traf sich, daß sie auch nach Chabar mußte. Bald sah sie, daß man in Chabar nicht ahnungslos war. Auch hier sah man um flackernde Feuer, schärfte die Waffen, aus geheimsten Verstecken tauchten geschmuggelte Gewehre auf. Und als wirklich die Männer Sullamli, die Männer des Dorfes, aus dem eben Raitha kam, angriffen, wurden sie erwartet. Hinter Sanddünen versteckt, weit vor ihren Zelten lauerten die Chabars. Viele Tote ließen die Sullamli und viele Kamele und Waffen ...

Nichts, gar nichts hatten die Angreifer erbeuten können. Als sie aber ganz langsam heim kamen, überholten sie eine einsame Reiterin: Raitha ... Sie mußte den Plan verraten haben. Es war nicht zu glauben; aber die „Arztin“, zu der man alles erdenkliche Vertrauen hatte, mußte den Angriffsplan verraten haben. Anders konnte man sich die Niederlage nicht erklären.

Und so nahmen die Männer Sullamli das Mädchen mit in ihr Dorf, um sie für das ärgste Verbrechen der Wüste zu bestrafen, für den Verrat.

Die Nachricht von dieser Tat Raithas verbreitete sich rasch. Erbitterte Feinde vergaßen ihren Haß, ritten gemeinsam nach Sullamli, um zuzusehen, wie die Verräterin bestraft würde. Und natürlich kam die Nachricht auch nach Siwa. Raithas Vater glaubte nicht, daß seine Tochter gerebete haben könnte.

Raitha also war in Sullamli an einen Pfahl gebunden worden. Man hatte ihr die Kleider vom Leib gerissen und sie von Kopf bis Fuß mit Schmutz beworfen. Nur ihr Leben konnte das Verbrechen sühnen.

Raitha beschwört ihre Unschuld. Niemand glaubt ihr. Trauer, Mut über die Niederlage, Mut über die Täuschung ... Sullamli tobt. Da kommt die Nachricht, daß dreihundert Reiter das Dorf einzukreisen beginnen ... Dreihundert! Und in Sullamli gibt es sechzig Männer. Die dreihundert werden von einem Manne geführt, der Raitha liebt. Und auch der zweite Verehrer kommt mit all seinen Freunden und Verwandten. Sullamli's Männer aber werden sich eher töten lassen, als daß sie dem feindlichen Heer draußen die Verräterin ausliefern.

Schon knallen Schüsse in die Luft. Die Befreier feuern, um zu zeigen, wie mächtig sie sind. Es kann sich nur noch um Minuten handeln, in wenigen Augenblicken muß das Dorf der Sullamli vernichtet sein. Aber dann sollen sie auch Raitha nicht finden. Der Scheich hebt einen Dolch ...

In diesem Augenblick meldet sich der wirkliche Verräter, ein Krüppel, ein Verunstalteter, einer, der nie an den Tugenden der Sullamli teilnehmen durfte, der nur durch diesen Verrat geglaubt hatte, ein Mädchen der Chabars zu gewinnen ...

Verbrüderungsfest daraufhin. Man wäscht Raitha die Füße, mit ihren Händen trocknen die Alten sie ab, die Belagerer feiern mit den Männern von Sullamli den Sieg der Tugend.

Die Flugscheue, die der nächste Posten alarmiert hatte, um das Gemetzel zu verhindern, treffen nur auf festliche, friedliche Menschen. Denn nicht nur Raithas Unschuld am Verrat wird gefeiert, sondern auch ihre Verlobung. Jetzt weiß sie, welchen der beiden Männer sie heiraten wird.

„Wie habe ich an deine Schuld geglaubt“, hatte der eine gesagt. „Darum brachte ich zweihundert Reiter zusammen, um dich zu befreien.“

Traurig war der andere gegangen. „Ich ... ich war nicht sicher. Ich dachte, daß du vielleicht doch ein Wort hättest fallen lassen, daß du vielleicht doch die Chabars gewarnt hättest. Ich habe trotzdem dich befreien wollen und all meine Freunde dazu verlorst, dich den Sullamli zu entreißen.“

Unschuld befreien, das war die Tat des Helden. Die Schuldige befreien, das konnte nur einer tun, der wahrhaft liebte. Und so kam Raitha als Frau eines sehr glücklichen Mannes nach Siwa zurück.

Nachtigall in den Zypressen.

Skizze von Gabriele Hartenstein.

Es gibt nichts so Schweres für das Herz, dem der Tod das Liebste entriß, wie jenen letzten Augenblick des Abschieds am Kirchhof, wenn über der Truhe die frische Erde aufgeschüttet liegt und der Tote zum erstenmal allein bleibt zum Schlummer der ewigen Nacht. —

Als der Totengräber seine Arbeit beendet hatte, die Erde in Form eines Hügelns zurecht gerichtet war und die wenigen armen Kränze verteilt auf dem Grabesriden lagen, trat ein junges Mädchen durch die Kirchhofspforte ein. Heimlich hatte es sich von der heimkehrenden Trauergesellschaft getrennt, wandte sich nach der Richtung des Kirchhofs und stand eine Weile mit brennenden, gleichsam suchenden Augen hinter dem Torgitter. Dann zog sie das Schultertuch über dem schwarzen Kleide höher, glitt verbohlen über den Rasen und stellte sich in den Schatten einer granitnen Säule.

Am Kirchhof war kein Mensch zu sehen. Die Schritte des Gräbers verloren sich hinter dem großen Kreuz im Mittelplan, und man konnte deutlich hören, wie er dort mit seinem Spaten den Sand in Ordnung brachte.

Nochmals schen um sich blickend, stieß das Mädchen einen Seufzer aus und floh dann der Stelle zu, wo heute nachmittags ein Jüngling in die Erde gebettet ward. Verstärkt, schon das hoch gehäufte Grab zu sehen, stand die Trauernde einen Augenblick, wie verloren in einer Unendlichkeit, die keine Grenzen, keine Ufer zeigt, und langsam das Unerbittliche begreifend, brach sie ähnlings in die Knie und umschlang das Grab mit weiten Armen.

„Liebster“, schluchzte sie verzweifelt, „ach, mein Liebster, bist du wirklich tot? Wie und nimmst glaube ich, daß du mich verlassen konntest. Sagtest du mir doch — wie oft! —, daß deine Liebe in alle Ewigkeiten dauern werde. O künde mir, daß du noch lebst! Beweise, daß du mir nahe bist, so, wie die Taube um den Taubenschlag!“

Die Unglückliche neigte sich tiefer über das Grab, mit allen

Stimmen lauschend, ob vielleicht ein Atem aus der Erde zu ihr bringe. Die Sonne war schon tief gesunken; groß und glühend, wie eine Verheißung, schwebte ihr purpurnes Antlitz über der Kirchhofsmauer.

Da stoh irgendwo ein heimlicher Seufzer auf; es war, als hätte eine unsichtbare Hand an eine Harfe gerührt, mit schönen, zärtlichen Fingern.

Schweigen.

Und wieder drang die Stimme durch die Ruhe des Abends, einen Atem länger und inniger jetzt. Der Wind verraschelte in den Rosenbüschen, und die Blätter der silbernen Weiden über den Gräbern hingen so still, als lauschten sie.

Hell und heller drang die Stimme aus dem Fächer der Zypressen, stieg klar und strahlend auf, als wollte sie die Sonne beschwören, noch nicht zu scheiden. Das war ein Schwärmen und Flöten, ein Klagen, Schluchzen und Frohlocken in so inniger Vermählung, als stiegen aus dem einen Herzen tausend andere auf, alle mit dem gleichen Leid und alle mit der gleichen Freude. Die Stimme lockte der Erde den Schmerz aus dem Antlitz, so, daß überall das Gras zu blühen, zu tauben begann, als weinte es, und zugleich legte sie das Rubin eines Lächelns hinein. Kein Hymnus, den Menschen sich erkonnen, kein Hochamt in den Kathedralen konnte erhabener in seiner Sprache sein als dies Lied der Liebe eines armen Vogels.

Die Veterin am Grabe hatte sich lauschend aufgerichtet. Ihr Mund stand staunend geöffnet, die Hand erhob sich sanft, und in den blauen Augen tat ein Glanz sich auf, der sie schön machte wie eine lächelnde Liebesgöttin.

O — sie verstand den Sinn des Vogellicdes jetzt, sie fühlte den Toten ihrem Herzen näher, als er je im Leben es gewesen. In unirdischer Sprache gab er ihr Kunde von unirdischer Liebe.

Und zu den Büschen sich neigend, schluchzte sie selig auf: „Liebster — was für holden Gruß sendest du mir da? — Ja, jetzt weiß ich, daß du lebst. Du bist mir nahe, der Tod kann keine Liebe nicht brechen, sie wird in alle Ewigkeiten dauern.“

Wie zur Antwort schlug die Nachtigall in den Zypressen nochmals laut und innig an, dann raschelten die Blätter, als ob flatternde Schwingen sie streiften. Ein goldener Wollensflügel schob sich vor die Sonne, wie wenn ein Arm sich darum legte, und in inniger Verschlingung stieg er mit ihr langsam in die Tiefe.

Das junge Mädchen stand auf, trocknete das Antlitz von Tränen und widelte das Tuch dicht um die Schultern. Die Brust hob sich mit erlösendem Atem. In den Augen waren die Schatten des Schmerzes geschwunden.

An der Wegwende stehend, wandte sich das Mädchen noch einmal um und lächelte dem Grabe zu, in innigem Verstehen.

Grob und höflich.

Luftige Anekdoten.

Der gefallene Engel.

Der Spötter Voltaire, dessen Höflichkeit Frauen gegenüber bekannt war, behauptete eines Tages, daß er noch niemals eine häßliche Frau gesehen habe. Eine Dame, die viel Humor, aber auch eine schlaggedrübte Nase besaß, sagte darauf: „Sehen Sie mich an, und gestehen Sie dann, daß ich wirklich häßlich bin.“ „Gnädige Frau“, erwiderte der Gefragte, „wie alle übrigen Angehörigen Ihres Geschlechts, so sind auch Sie ein Engel, der vom Himmel gefallen ist; es war ein besonderer Unglücksfall, den man Ihnen nicht übel nehmen darf, daß Sie gerade auf Ihre Nase zu liegen kamen.“

Vorstellung.

Hans von Bülow war nicht nur ein hinreißender Dilettant, sondern auch ein geistvoll-höflicher Grobian. Eine schmale, schlecht beleuchtete Treppe hinaufstürmend, stieß er mit einem herabseilenden Herrn unsanft zusammen. „Schafstopf“, brüllte der Unbekannte. Bülow zog mit gewinnender Höflichkeit den Hut: „von Bülow ...“

Kant, der Feinschmecker.

Kant, der große Philosoph von Königsberg, war im Verkehr ein sehr höflicher und rücksichtsvoller Mann, aber wenn er eine Verletzung des Anstandes bemerkte, konnte er sehr resolut werden. Einmal sah er im Wirtshaus mit Freunden an einem Tisch, an dem sich noch andere Gäste befanden. Als eine Schüssel mit Gemüse vor Kant hingestellt wurde, ergriß er ihm gegenüber stehend fremder Herr das auf dem Tisch stehende Kröpfchen mit gestoßenem Pfeffer und schüttete den Pfeffer über die Schüssel aus, indem er sagte: „Dies Gemüse eh' ich gar zu gern recht gepfeffert.“ Augenblicklich nahm Kant seine Schnupftabakdose aus der Tasche und leerte sie über die Schüssel aus mit den Worten: „Und ich eh' es gar zu gern mit Tabak.“

Bismarck als Erzähler.

Als Bismarck in seiner Eigenschaft als preussischer Gesandter dem Präsidenten des deutschen Bundestags in Frankfurt, dem österreichischen Grafen Thun, seinen Besuch machte, empfing ihn dieser am Schreibtisch in Hemdsärmeln sitzend. „Sie haben recht“, rief ihm Bismarck noch auf der Schwelle zu, „es ist in Ihrem Zimmer sehr heiß.“ Und sofort begann er, sich ebenfalls seinen Rod auszuziehen, was den Österreicher dann allerdings sofort veranlaßte, sich zu entschuldigen und seinen Gast mit den üblichen Höflichkeitsformeln zu empfangen.

Eine Lebensweisheit Franklins.

Ein junger Mensch hatte eine mit Benjamin Franklin getroffene Verabredung nicht erfüllt. Er kam den anderen Tag zu ihm und entschuldigte sich sehr lang und breit. „Lieber Freund“, sagte Franklin, „Sie haben schon zuviel darüber gesprochen. Aber merken Sie sich: Wer die Kunst, sich gut zu entschuldigen, aufs beste versteht, ist gerade derjenige, der am wenigsten etwas gut verrichten kann.“

Welt u. Wissen

* Glücklich Schatzjäger. Ein kleiner Teil des Gold- und Juwelenschates, den der berühmte Seeräuberkapitän Thompson auf der Kokos-Insel vergraben hatte, ist, wie gemeldet wurde, jetzt wirklich entdeckt worden. Die Expedition, die ihn gefunden hat, ist die vierzehnte, die zu diesem Zwecke nach der fernen Insel ausgezogen ist. Die Suche nach den vergrabenen Schätzen hat freilich zunächst Ausgaben hervorgerufen, die auch Millionen betrugen, und es gibt Leute genug, die sich lustig machen über die Jagd nach dem geheimnisvollen Gold und die immer wieder traurige Geschichte erzählen von Schatzgräbern, die Vermögen, Gesundheit, ja das Leben eingebüßt haben auf ihrer abenteuerlichen vergeblichen Suche. Die Zweifler würden jedoch überreicht sein, wie viele solcher Abenteuer mit Erfolg gekrönt worden sind! Seit den Tagen von Sir William Phipps hört man immer wieder von erwiesenermaßen erfolgreichen Jagden nach vergrabenen Schätzen, und sicher gibt es noch Hunderte von glücklichen Schatzjägern, die nicht bekannt geworden sind; denn das allerletzte, was ein glücklicher Finder tut, ist das Ausposaunen seines Fundes. Phipps, der im 17. Jahrhundert gelebt hat, begann als Schiffszimmermann und endete als Gouverneur von Massachusetts, nachdem er in Haiti aus dem Bruch einer spanischen Gallone 32 Tons Silber gehoben hatte! Die reichste Ernte bietet den Schatzgräbern die Westküste von Südamerika, wo die Inkas ihre ungeheuren Schätze vor dem Griff der goldklüsternden Spanier verborgen haben. Viele Millionen sind von den ersten spanischen Eroberern entdeckt worden und viele weitere Millionen seither. In Peru wurde 1904 ein Schatz im Werte von über 60 Millionen Mark ausgegraben. Der größte Schatz jedoch wurde in unserem Jahrhundert in Peking entdeckt, wo er zur Zeit des Boxeraufstandes vergraben worden ist. Die kluge Herrscherin, die China so lange regiert hat, ließ vor ihrer Absehung ihren ganzen Schatz in der Frauenabteilung des kaiserlichen Sommerpalastes vergraben. Bereits nach zwei Jahren wurde er wieder ausgegraben und auf fast 300 Millionen Mark geschätzt. Eine englische Gesellschaft hat jahrelang an der Trockenlegung des berühmten Sees von Guatavita in Columbien gearbeitet, der hochgehaltenen Kultstätte der Tschibtscha-Indianer, die jahrhundertlang an einem besonderen Festtag Mengen Goldes in diesem heiligen Wasser versenkt haben. Als die Trockenlegung endlich erreicht war, mußte zunächst eine 10 Meter dicke Schlammsschicht entfernt werden. Der Kriegausbruch machte dem ganzen Unternehmen zunächst ein Ende. Nicht jedoch, ohne daß wertvolle und interessante Funde gemacht worden wäre: eigenartige alte Töpferware, Bernsteinstücke und herrliche Smaragden. In diesem Lande ist die Schatzgräberei übrigens eine regelmäßige und durchaus einträgliche Beschäftigung. Die „Tapabas“, alte Begräbnisstätten, werden gesucht und beträchtliche Goldmengen nicht selten darin gefunden. Ein Mann kam in einem winzigen Schoner auf die Bahama-Inseln, warb einige Neger an und machte sich auf, nach einer kleinen Klippe, einem unscheinbaren, mit Gestrüpp bedeckten Korallenriff. Hier ließ er die Neger graben. Nach sechs Tagen stieg man auf eine messingbeschlagene Truhe, die er auf seinen Schoner transportieren ließ. Dann bezahlte er die Arbeiter und entließ sie. Er verschwand, wie er gekommen war.